

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 16.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Porto Novo.

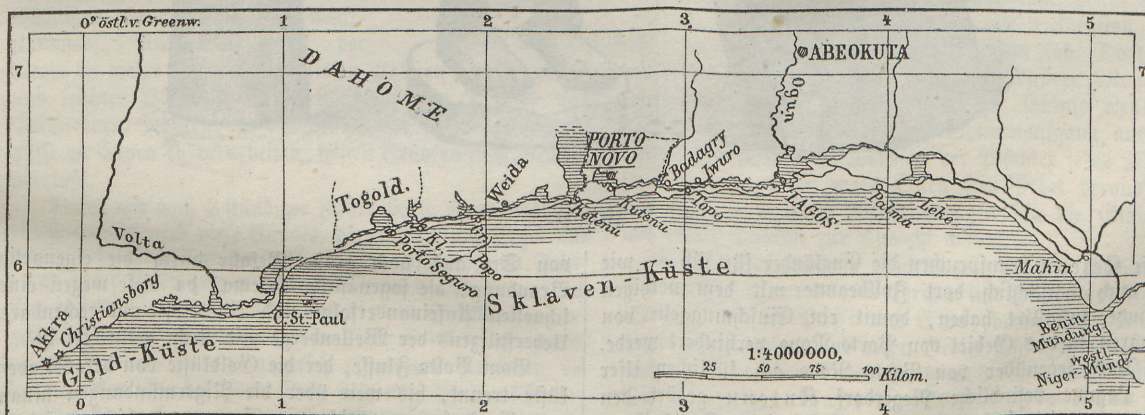
Von Dr. Pauli.

(Die Abbildungen nach Original-Photographien.)

Überall, wo wir in Afrika auf größere Negerstädte stoßen, ist ihr Entstehen entweder dem Einflusse der Europäer oder dem der Araber zuzuschreiben. Der Handelsgeist dieser beiden Völker und ihre Sucht nach Gewinn schuf jene Sammelpunkte, von denen heutzutage mehr und mehr

afrikanische Produkte auf den Weltmarkt gebracht werden, während früher von dort ein lebhafter Export von schwarzem Menschenfleisch betrieben wurde.

So war seit alter Zeit für weiße und schwarze Händler Lagos ein sehr bekannter Sklavenmarkt; dieser Ort wird



in diesem Jahre als englische Kolonie sein 25 jähriges Bestehen feiern. Vergeblich haben sich die Engländer bemüht, das im Norden etwa 100 km davon am Dgunflusse gelegene Abeokuta mit nahezu 100 000 Einwohnern unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Vorläufig hat sich Abeokuta energisch der Einwirkung der Briten widersetzt

und nur probeweise einigen Sendboten der englischen Episcopalkirche und Baptistenmission gestattet, dauernd dort Wohnung zu nehmen, um sich zu überzeugen, ob Weiße existiren, die den „armen Schwarzen“ nicht durch Vergewaltigung zu knechten suchen würden. Denn der Küstener wittert in jedem Weißen mindestens einen Kaufmann,

der des Schwarzen Vortheile schmälern will, und der Neger des Inneren ist nur zu oft gewohnt, den Weißen für einen Sklavenhändler zu halten.

Ebenso wenig konnten die Engländer von Lagos aus ihre Macht auf das nach Westen in gleicher Entfernung liegende Porto Novo (2° 30' östl. L. von Greenw.) ausdehnen, welches nach dem Eindringen des Islam unter einem Theile seiner Bewohner gleich Abeokuta große Fortschritte im Handel, stellenweise auch im Gewerbe zu verzeichnen hat. Das einzige, was sie im Januar 1852 zu Stande brachten, war ein Vertrag mit dem Könige und mit den Häuptlingen von Porto Novo betreffs der Sklavenausfuhr. Dadurch, daß in einem Artikel (S. 9) des Ver-

trages auch der Regierung Frankreichs ein gewisser Einfluß zugesichert war, ist es wohl gekommen, daß sich der jetzige König Tosah von Porto Novo entschloß, sich mit seinen Unterthanen 1884 der Oberhoheit der Franzosen zu unterstellen. Indessen ist, wie wir weiter unten sehen werden, dieser Umstand weder in Bezug auf Civilisation der Bewohner, noch für Frankreich selbst zur Zeit von großem Vortheile.

Porto Novo liegt nämlich nicht unmittelbar am Gestade des Atlantischen Oceans, sondern ist von demselben durch einen ca. eine halbe geographische Meile breiten Küstenstrich, sowie durch eine darauf folgende, dort etwa 1000 m breite Lagune getrennt. Den Küstenraum selbst mit dem Neger-



Getische.

dorfe Ketenu beanspruchen die Engländer für sich — wie sie auch thatsächlich dort Zollbeamte mit dem nöthigen Schutze installiert haben, damit ein Einschmuggeln von Waaren in das Gebiet von Porto Novo verhindert werde.

Das gegenüber von Porto Novo am südlichen Ufer der Lagune befindliche Negerdorf Ketenu gehört den Franzosen; jedoch kann auch der Besitz dieses Ortes ihnen momentan wenig nützen, da derselbe mit dem Meere nur durch einen kaum passirbaren Creek in Verbindung steht, welcher englisches Gebiet durchzieht. Die englischen Steuerofficianten wachen aber mit Argusaugen.

Doch abgesehen davon droht den in Porto Novo wohnenden weißen Händlern beim direkten Börsen ihrer Waaren

von See aus noch große Gefahr durch die eigenartige Brandung, die sogenannte Calama, da diese wegen einer schnellen Aufeinanderfolge und eines oft unberechenbaren Ueberstürzens der Wellenberge mit Recht gefürchtet ist.

Vom Volta-Flusse, der die Goldküste von der Sklavenküste trennt, bis weit über die Nigermündungen hinaus zum Groß-river, westlich vom Cameroonsgebirge, wird die ganze afrikanische Küste in Creeks, Aestuarien und Lagunen zerpalten. So zieht auch von Lagos nach Porto Novo parallel dem Meeresstrande in der Richtung von Osten nach Westen die oben erwähnte Lagune, welche im Süden durch den meist sumpfigen Landstrich mit oft undurchdringlichem Gestrüpp begrenzt wird.

Mir bot sich Gelegenheit, auf einem kleineren, sogenannten Brandsteamer, welcher nicht tiefer als acht Fuß ging, Mitte des Jahres 1885 die Fahrt von Lagos nach Porto Novo zu machen.

Auf beiden Lagunenufern finden sich Cocos- und Delpalmen durch Wärme und Feuchtigkeit zu üppiger Vegetation gebracht, sowie feingefiederte, baumartige Farne, nur übertragt von den Riesenleibern der Baumwollbäume, die in ihrer Vereinsamung Schildwachen gleichen. Auf dem nördlichen Ufer kommen noch zahlreiche Pisanghaine hinzu, welche, wie überall sonst, ein Produkt menschlicher Kultur sind. Größere und kleinere Negerdörfer heben sich malerisch von der immer grünen Landschaft ab. Vor allem wichtig ist der große Handelsplatz *Zwuro*, weil hier wöchentlich zweimal von den weiter im Inneren wohnenden Negern Palmkerne und Grundnüsse zum Verkaufe gebracht werden. Hier sind wir Mitte Weges nach Porto Novo hin. Nun zeigen sich auch Papyrusstengel am Strande. Doch erst zwischen *Topo*, einer unbedeutenden Missionsstation, und *Badagry*, dem englischen Grenzpunkte und der Douane gegen französisches Protectorat, säumen das Ufer neben Mangroven und vereinzelt Blattkeimern jene glatten, dreieckigen Stämme von fünf und mehr Meter Höhe ein. Heutzutage kann man den Papyrus nur noch ein Ueberbleibsel aus alter Zeit nennen. Traurig scheinen diese Cyperngräser mit ihren langfasrigen Webeln, mit ihren ehrwürdigen Häuptern, welche Perücken vergleichbar sind, die Unbrauchbarkeit, der sie in unserer Zeit anheim gefallen sind, zu beklagen, wenn eine sanfte Brise sie hin und her bewegt oder die von der Dampfschraube erzeugten Wasserwellen sie schwanzen machen. Denn der Transport und die Verwerthung dieser „verlorenen Kinder“ würde sich von hier aus nach Versicherung europäischer Kaufleute eben so wenig lohnen, wie eine Ausnutzung der Baumwolle von den mächtigen und langlebigen Bombaxstämmen. Außerdem findet der Neger in dieser Zone der gräßlichen Palmen ein bequemes und leichtes Verdienst im Ansammeln von Palmöl und Palmkernen, während er die Mühe, das Mark der Cocosnüsse zu Copra zu verarbeiten, seinen Brüdern in Australien überläßt.

Bevor wir nach 8 stündiger Fahrt Porto Novo erreichen, begegnen uns noch viele Canoes, deren primitive Segel nur wenig vom Winde geschwellt werden. Die größeren Fahrzeuge unter ihnen zeigen zwar die Form der kleineren, doch sind dieselben nicht wie diese aus einem Holzstamme angefertigt, sondern aus mehreren massigen Stücken zusammengeheftet, wodurch sie ein ungleich plumperes Aussehen erhalten. Am Ufer bei Porto Novo sieht man die Bevölkerung des Ortes vom Canoe aus angelnd oder, wie an anderen westafrikanischen Plätzen, durch Gatter den Fischfang betreiben.

Das Lagunenufer bei Porto Novo fällt nicht schroff zum Wasser ab, sondern nur allmählich wird ein Uebergang durch sumpfiges Terrain vermittelt. Das Festland besteht aus rothbraunem Thon- und Sandmergel von zelligem Gefüge und steigt weiter binnenlandes sanft an.

Abgesehen von den Gebäuden, die Europäern gehören, und zwei vom schwarzen Landeskönige *Tofah* bewohnten Häusern fallen die Hütten der Eingeborenen durch ihre Gleichmäßigkeit auf. Sie sind sämmtlich aus dichten, großen, rothbraunen Thonklumpen in Bogen- oder eckiger Form aufgeführt und von einem weit überstehenden, aus vielen Mattenlagen zusammengesetzten Dache geschützt. Fenster und Thüren sind äußerst einfache Holzklappen und finden sich in einem Hause nie zu mehreren.

Um sich gegen die zahlreichen Schaaren der mannigfaltigsten Ameisen und Termiten zu schützen, bestreichen die Schwarzen den unteren Theil der Außenwände und den Fußboden ihrer Behausung mit Kuhmist, so daß, falls sich einmal ein Sonnenstrahl in die Wohnung einzustehlen vermag, das verräucherte Dach doppelt düster und dunkel vom Grün des Bodens absticht. Man denke aber nicht, daß durch dies Verfahren, das des öfteren wiederholt werden muß im Jahre, Unsauberheit oder auch nur übler Geruch entstehe. Vielmehr ist dasselbe so wirksam, daß jene Insekten nunmehr auf die Umgebung der Hütten beschränkt sind und nun eine Beute der buntgezeichneten kleineren Eidechsen werden, deren ich an keinem anderen Orte der Westküste so viele sah.

Da ein Theil der Bewohner von Porto Novo sich zum Islam bekennet, existiren hier auch Moscheen und zwar fünf an der Zahl, welche vortheilhaft durch ihre größere Bauart von den anderen Häusern der Eingeborenen abweichen, aber auch schon durch einen Koranspruch in arabischer Sprache über der Thür und durch den Namen des *Mufa*, des zugehörigen Priesters, kenntlich sind. Das Innere der Moscheen bietet im Vergleiche mit denen im Oriente nichts Bedeutendes und Auffallendes, um so weniger, weil wir keine Veranschaulichung des mohammedanischen Glaubens vorfinden. Grün ist die Farbe des Propheten, weshalb grüne Gläser und Vorhänge, grüne Ketten und Schnüre zur Dekoration seines Heiligthums beliebt sind. Doch bleibt



Fetischist.

der Raum immer ein öder, und eine düstere Monotonie wirkt ertödtend auf den Fremden ein. Ebenso wenig erbaulich ist es, schon lange vor Sonnenaufgang aus dem kleinen Thürmchen das Lärmen der Wächter jeder Moschee zu hören, wenn er gegen Osten sein Gebet herausschreit und dann nach allen Windrichtungen hin die Gläubigen mit lauter Stimme zur Andacht mahnt.

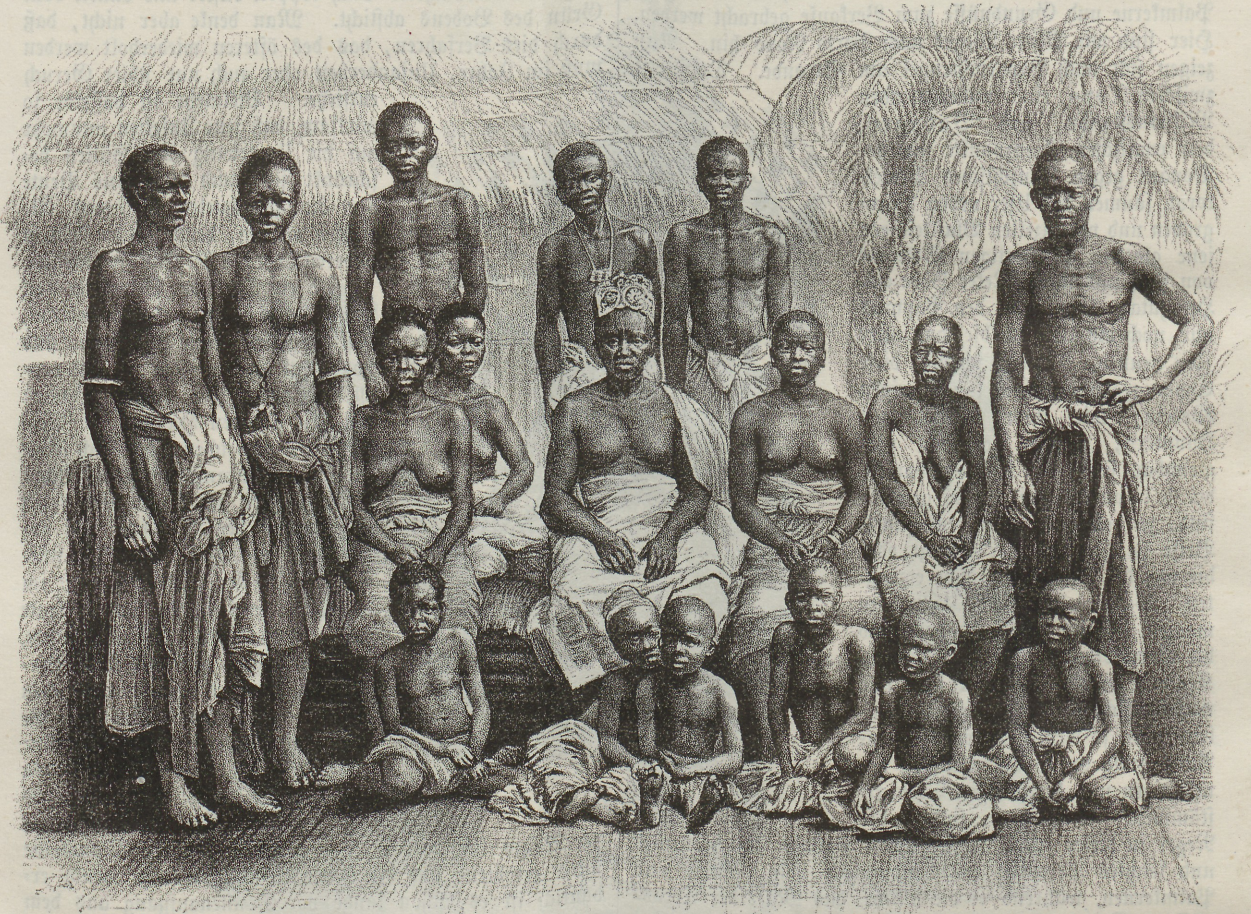
Die Mohammedaner gehören zum größten Theile zum Stamme der *Joruba*; die übrigen sind Heiden und Fetischverehrer, wie die *Popo* und *Ewe*, deren eine Menge in Porto Novo wohnt, und deren Gebiet sich nach dem königreiche *Dahome*, den Orten *Groß-* und *Klein-Popo* erstreckt. Die Einwohnerzahl der Stadt Porto Novo wird von dort ansässigen weißen Kaufleuten, welche ein bedeutendes Palmöl- und Kerngeschäft betreiben, auf 35 000 geschätzt. Für das stets etwas größere Lagos, das 1881 nach einem Census 37 452 Einwohner hatte, wird man, ohne fehl zu gehen, als Bevölkerungszahl jetzt 40 000 annehmen dürfen. Denn von 1871 bis 1881 hatte es sich um 8934 Personen vermehrt.

Natürlich lassen wir bei dieser Aufstellung die Nachbarschaft und die umliegenden Districte beider Städte außer Augen, denn mit diesen wies Lagos damals schon eine Bevölkerung von mehr als 75 000 Einwohnern auf.

Außer den etwa zwölf in Porto Novo aus Handelsinteressen wohnenden Weißen befinden sich hier noch die Mitglieder der englischen Baptisten- und einer französischen, katholischen Mission; die der letzteren rekrutiren sich aus mehreren romanischen Nationen. In ihren langen, weißen Gewändern — oft mit rothem Kreuze auf der Brust — den wenig kleidsamen Tropenhelm auf dem Haupte, einen wuchtigen Stock in der Hand, sind unter den Missionaren Gestalten, die, wie der Italiener Pater Carembo, als Gottesstreiter auf Weiße und Schwarze einen zweifelhaften

Eindruck gemacht haben. Der Erfolg beider Missionen ist bislang nur ein geringer: Christenthum und Heidenthum, Mohammedanismus und Fetischismus stehen einander schroff gegenüber.

Der Fetisch wird von Einzelpersonen, oder von einer Familie, oder gar von einem ganzen Stamme, immer aber mit viel Singen und Lärmen angebetet. Durch Schläge glaubt der Einzelne seinen Fetisch zur Erfüllung eines Lieblingswunsches zu bringen. Pflanzen- oder Thierdienst, wie derselbe ja in dem benachbarten Königreiche Dahome in der Schlangenverehrung uns vielfach entgegentritt, habe ich in Porto Novo nicht beobachtet. Vielmehr besteht der Fetisch in einem Steine, Zahne oder Holzstücke, einer roh aus Metall geschmiedeten Figur oder ungeschickt aus Holz



Der Caboshir (Districthauptling) Mao mit seiner Familie.

geschnittenen Puppe. So hatte eine Familie, welcher der eine von jüngst geborenen Zwillingen gestorben war, aus Holz eine dem Verstorbenen natürlich möglichst wenig ähnelnde Gestalt mit größeren Gliedmaßen gezimmert. Von der guten Conservirung dieser Puppe, die dann von der Familie als Heiligthum verehrt wurde, glaubte man das Wohlergehen des lebenden Kindes von nun an abhängig. Doch auch von Seiten des ganzen Stammes findet auf größeren abgelegenen Plätzen, woselbst Fetische in kleinen überdachten Hütten oder im Schutze der Bäume aufbewahrt werden, zu Ehren dieser ihrer selbsterdachten Gottheiten ein gemeinschaftlicher Dienst statt, welcher bei der wüsten Sinnlichkeit und wilden Phantasie der Neger häufig in blutigen Menschenopfern zur Erscheinung tritt. Crokasa

ist der Name eines solchen Fetischplatzes bei Porto Novo.

Vom Könige selbst sollen oft ähnliche karnibalische Festlichkeiten noch bis vor Jahresfrist veranstaltet worden sein, wofür ein Beweis das zu solcher Zeit an die Weißen von ihm erlassene Verbot war, nicht aus ihrer Wohnung zu gehen. Der Europäer soll nämlich nicht über die bei jenen Festen verübten Grausamkeiten orientirt werden, ob schon die im Graben vor der Stadt nach derartigen Drgien vorgefundenen, schrecklich entstellten Leichen beiderlei Geschlechtes deutlich genug nach Aussage der dortigen Europäer gesprochen haben. Unglücklichen Frauen, die durch das Verdikt von Fetischpriestern der Behme anheim fielen, schnitt man bei solchen Gelegenheiten Nasen, Ohren und Brüste

ab und ließ sie dann erbarmungslos verbluten. Ein dem Hauptpalais des Königs gegenüber gelegenes Haus, dessen Seitenwände sehr defekt sind, zeigt uns viele Schädel von den auf diese Weise getödteten Personen oder Kriegsgefangenen. Männer spießt man auf zugespitzte Pfähle. So sah man noch zu meiner Zeit in gewissen Abständen am Ufer auf Pfählen, welche das Ufergebüsch weit überragten, sechs gebleichte Schädel im Winde wackeln, indessen die fehlenden Knochen herabgefallen und vom Lagunen-schlamm verschwemmt waren.

Zur Zeit dieser Feste pflegte der König seinen mohamedanischen Unterthanen Geschenke von Rum zu machen, den dieselben trotz des Verbotes des Propheten recht gern genießen, in der Meinung, weit ab von seinem Grabe zu sein und ohne Sorge, etwa von den sieben Himmeln ausgeschossen zu werden. Als ich einst einen mohammedanischen Neger aus dortiger Gegend auf sein Vergehen aufmerksam machte, antwortete derselbe wenigstens, Allah und Mohammed könnten nicht bis dorthin sehen.

Bis zum Jahre 1877 unternahm der König von Dahome mit seinen Schaaren stets größere Raub-, Brand- und Plünderungszüge nach Abeokuta und Porto Novo. Für Abeokuta, das dadurch mit seiner starken Bevölkerung oft einer Hungernoth nahe kam, sind die Engländer in der Weise eingetreten, daß sie auf Grund eines älteren Vertrages von 1852 dem Dahomekönige mit Blockade und Geldstrafen drohten, wenn er wieder Sklavenjagden und Verkauf unternähme. Nun freilich nach der Küste zu und in der Richtung auf Abeokuta und englisches Gebiet hat sich der Herrscher der Amazonengarde nicht wieder sehen lassen, allein in den Nazzias liegt für ihn ein zu großer Reiz, weshalb er mit König Tosah einen Compromiß geschlossen hat. Nach diesem veranstaltet das

schwarz ansehende und schwarz planende Fürstenpaar gemeinschaftliche Ueberfälle nach Norden, indem sie unvermuthet über einen Stamm herfallen und neben der Erbeutung von Vieh und Plünderung des betreffenden Ortes sich möglichst vieler Gefangenen zu bemächtigen suchen. Bei diesen Nazzias sichert sich natürlich der König des mächtigeren Reiches den Hauptantheil.

Es wird noch langer Zeit bedürfen, ehe Mächte von Kulturländern nach dieser Richtung hin Abhilfe schaffen können. Denn Sklavenhandel und, in enger Beziehung damit, die Vielweiberei sind zu tief in der Negernatur eingewurzelt, da das Weib für den Schwarzen hauptsächlich ein Sklave oder ein Lastthier ist, welche zu arbeiten haben, indessen der Mann den Müßiggänger spielt. Nach der Anzahl der Frauen und Sklaven wird der Reichtum und damit das Ansehen eines Schwarzen geschätzt. Eine Sitte oder ein Gebot in Porto Novo — wodurch

natürlich der Polygamie Vorschub geleistet wird — besagt noch, daß ein Weib nach erfolgter Entbindung drei (Mond-) Jahre lang nicht von einem Manne berührt werden dürfe. Damit hängt es auch zusammen, daß die Kinder erst sehr spät, selten vor dem dritten Jahre entwöhnt werden.

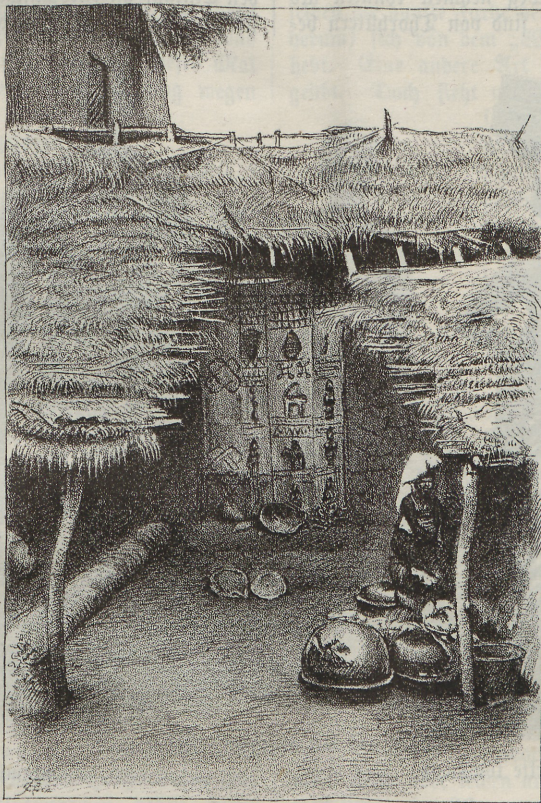
Kauft sich ein Herr eine neue Frau, so wird dieselbe von den bisherigen Weibern gern aufgenommen, da diese ihnen bei ihrer Arbeit und bei ihren Diensten gegenüber dem gemeinsamen Manne Hilfe und Erleichterung bringt. Ebenso müssen wir bei dem Begriffe Sklaventhum von dem Begriffe abstrahiren, als ob zwischen Häuptling und Sklave ein sehr strenges Ceremoniell bestünde und ständig der Sklaven Blut flösse. Beide Gebräuche der Porto Novo-Neger erscheinen uns stellenweise wohl mehr erschreckend, als sie in Wirklichkeit schrecklich sind.

Auch in anderen Sitten sollen sich die Herrscher von Dahome und Porto Novo gleichen. Viele ganz ähnliche Bestimmungen giebt es, die einem jeden von beiden durch Fetischpriester vorgegeschrieben sind, und die von ihnen genau beobachtet werden müssen, da ihnen sonst die Gefahr der Verzauberung, respektive der Vergiftung droht. Denn durch diese Mittel wird von schlauen Zauberdoctoren der Aberglaube der Neger genährt, in Folge dessen Angst und Furcht vor übernatürlichen Mächten und Ursachen sich wie ein rother Faden durch das Thun und Treiben der Schwarzen zu Porto Novo zieht.

So lautet eine Vorschrift für den Amazonenfürsten, daß er das Meer nicht sehen dürfe, weil sonst seine Dynastie zusammenbrechen würde. Dem Könige Tosah, welcher ständig auf die Lagunen sehen muß, auch von einer seiner beiden Wohnungen auf das Atlantische Meer zu blicken vermag, ist es wenigstens verboten, in einem Schiffe oder Canoe zu fahren; er darf niemals festen Erdboden unter seinen Füßen

verlieren, es sei denn, er besteige eine Hängematte, um mit großem Pompe und mit viel Gefolge in eines Weißen Faktorei als Besucher einzuziehen. Als seiner Zeit die Firma Gaiser aus Hamburg einen Dampfer „King Tosah“ taufte und derselbe vor Porto Novo landete, soll der König Tosah, trotz aller Verlockungen durch Speise und Trank an Bord des Schiffes, nicht zu bewegen gewesen sein, dasselbe zu betreten.

Wie schon erwähnt, besitzt der König Tosah in Porto Novo selbst zwei größere Gebäude, einen Sommer- und einen Winterpalast, wenn anders man für die Tropen die Regenzeit (Juli bis Oktober) mit unserem Winter identificiren darf. Seine Hauptwohnung ist das mitten in der Stadt gelegene von mir Sommerpalast genannte Haus, welches man zum Theil aus europäischen Materialien hergerichtet und mit Wellenblech gedeckt hat. Keinem der königlichen Unterthanen, selbst nicht den Priestern oder den



Das Thor zum Königshause.

fünf Distrikthauptlingen, die ich Ministern vergleichen möchte, ist es gestattet, sein Haus anders als mit Matten zu decken.

Das zweistöckige Königshaus liegt in der Ecke eines großen von einer Lehmmauer umgebenen Hofes, in welchen nur eine Thür hineinführt. Dieselbe ist höchst originell und interessant wegen ihrer Schnitzereien, weil letztere Thiere, Fetischfiguren, Arabesken als Reliefs darstellen.

Hier hält der König seinen aus 300 Weibern bestehenden Harem, durch dessen verweichlichendes Wohlleben er ebenso herabstinkt wie durch das Laster des Trunkes, dem er sehr ergeben ist.

Die ganze Stadt wird von einer mehr als mannes hohen, zwei Fuß dicken Lehmmauer und von einem tiefen Graben umschlossen. Augenblicklich ist jenes Bauwerk sehr dem Verfall nahe, doch nicht so, daß die zur Stadt Ein- und Auswandelnden einen anderen Weg nehmen könnten als den durch die Thore. Dieselben sind von Thorhütern be-

setzt, welche kontrolliren, wie viel Produkte des Königs Unterthanen zur Stadt und dann zum Verkaufe an europäische Kaufleute bringen. Haben die von dem einzelnen Schwarzen importirten Produkte eine gewisse Summe erreicht, so hat derselbe einen bestimmten Zins zu zahlen. Auf diese Weise sichert sich der König einen Theil seiner Einnahmen von seinen Untergebenen. Dazu kommen noch Abgaben von den dort angesiedelten Weißen, die der König dafür erhebt, daß sie in seiner Stadt Handel treiben dürfen. Von einem mir glaubwürdig erscheinenden Deutschen wurden seine so erzwungenen Revenüen auf mehr als 100 000 Mark jährlich geschätzt, zumal der König häufig genug in einer der dortigen sieben Faktoreien (drei deutsche, vier französische) erscheint und um Geschenke bittet.

Als Zeichen ihrer Würde tragen die Thorhüter und die sonstigen königlichen Diener, welche vor den Faktoreien auch den Einkauf an europäischen Waaren seitens der Schwarzen überwachen — um auch davon dem Könige einen Zoll zu



Frau vom Markte kommend.



Tamamshlagers.

sichern — eine Peitsche, einen Henkelstock oder einen derben Knüttel, welche alle durch Messingbeschlag oder Schnitzereien verziert und gekennzeichniet sind.

Ich habe den König nur aus der Entfernung gesehen, als die Untergebenen bei seinem Herannahen sich vor ihm auf die Erde warfen; in dieser Lage, ohne zu ihm aufzublicken, verharren sie, bis der ganze Zug vorüber war. Nach den einstimmigen Ausagen verschiedener vertrauenswerther Europäer, wie auch nach den Aeußerungen Dr. Nachtigal's, ist König Tosah ein düsterer, reizbarer und grausamer afrikanischer Tyrann.

Als seiner Zeit Dr. Nachtigal von Lagos aus Porto Novo besuchte, um die Lage der dortigen deutschen Handelshäuser kennen zu lernen, erwartete König Tosah, daß jener erst feierlich anfragen würde, ob ihm der schwarze Fürst eine Audienz bewilligen würde. Das geschah aber nicht, sondern der deutsche Generalkonsul ging, da es gar nicht in seiner Absicht lag, den König kennen zu lernen, auf eine dringende Aufforderung des französischen Residenten mit

letzterem zum Könige, der jedoch eine sehr wenig gnädige Miene bei der Visite zur Schau trug.

Dem französischen Residenten — damals einem Marineoffizier — steht eine kleinere Macht von 15 schwarzen Soldaten aus Senegambien zur Verfügung, ohne daß König Tosah viel Rücksicht auf jene Macht nimmt oder dieselbe bei Ausübung seiner Willkürlichkeiten fürchtet. Muß doch die schwarze französische Soldateska außerhalb der ummauerten Stadt kaserniren!

Nur der kommandirende Weiße hat seinen Sitz in der Stadt selbst, oft ein Spielball der Launen des Königs, welcher sich wohl bewußt ist, daß die Franzosen ihn nicht allzu schnell maßregeln können. Denn über Lagos werden die Engländer niemals ein französisches Kriegsschiff nach Porto Novo kommen lassen, andererseits kann durch den schmalen bei Ketem fließenden Creek keine erhebliche Macht durch französische Landungstruppen auf einmal entfaltet werden. Da nun Frankreich bisher nicht mit dem nöthigen Nachdrucke seinen Besitz zu regieren vermag, so ist es ihm

unmöglich, der Selbstüberhebung und Barbarei von Seiten des Königs Tosah zu steuern. Dieser Uebelstand ist für die anderen dort von Geschäfts wegen weisenden Weißen, ganz besonders aber für die Deutschen sehr empfindlich. So hat der König einmal mehrere Wochen lang eine deutsche Faktorei für geschlossen erklärt, so daß in derselben weder eingekauft noch verkauft werden durfte.

Allein durch kühle und ruhige Ueberlegung gelang es einst einem deutschen Kaufmanne, sich vor der Unbill und den drohenden Schlägen des angetrunkenen Königs zu schützen und ihn ohne übele Folgen von sich fern zu halten, als Tosah ganz unvermuthet ankam und europäische Waaren zu erpressen suchte. Als bei dem dadurch verursachten Lärm ein Theil des herbeigeeilten königlichen Harems sah, wie der Weiße entschlossen schien, nicht nur sein Leben, sondern auch die geringste körperliche Mißhandlung in böser Weise an ihrem gemeinschaftlichen Herrn zu rächen, suchten sie ihren tobenden Gatten zu beschwichtigen und abzuführen, was ihrem vielzüngigen berebten Einflusse auch für dieses Mal gelang. Zur Verantwortung und Rechtfertigung wegen dieses „Palavers“ wurde König Tosah von französischer Seite nicht gezogen, weil das Protektorat damals zwar schon bestand, aber in Wirklichkeit noch nicht officiell erklärt war.

Von einem anderen Herrscher in Porto Novo, dem etwa in der Nacht eine Art Straßenpolizei oblag, haben mir glaubenswerthe Deutsche keine Angaben gemacht; auch habe ich während eines zweimaligen längeren Rundganges in der Stadt zu nächtllicher Stunde nichts von einem „König der Nacht“ bemerkt¹⁾.

Die Straßen der Stadt sind eng und schmutzig, bieten aber ebenso wie größere Marktplätze (welche denen des mittleren Sudan wie Bornu auffallend gleichen müssen) mit den einheimischen Produkte und europäischen Artikel feilhaltenden Weibern, mit den strickenden und flechtenden Männern, mit den feierlichen Begrüßungen der Mohammedaner ein buntes und bewegtes Bild.

Der König allein gestattet sich außerhalb seiner Wohnung den Luxus europäischer Kleidung und einheimischer Holzsandalen oder gestickter Lederschuhe. Seine Unterthanen haben kurze, bis zum Knie reichende Hosen, schlagen ein großes Tuch über die Schultern und tragen auf dem Haupte eine Art Kappe oder Zipselmütze, die, wenn man sie aus weißem Zeuge fertigte, der Kopfbedeckung unserer inländischen Köche oder Konditoren gleichen würde. Die Frauen gehen mehr oder weniger in Tücher eingehüllt, mit den verschiedensten Abwechslungen im Faltenwurf. Gemeinsam ist ihnen allen das Tragen ihrer Säuglinge — oft auch dreijähriger Kinder —, die durch ein Tuch auf dem Rücken der Frau festgehalten werden, so daß die Arme der letzteren ungehindert jegliche Arbeit verrichten können. Will das Kind trinken, so wird es etwas seitlich herumgeschoben.

Bei beiden Geschlechtern sind Fingerringe beliebt. Männer tragen mit besonderer Vorliebe um den Oberarm Ringe von Daumen-Dicke aus Glas, Thon oder Metall. Importirte Perlenketten sieht man seltener. Dagegen tragen

Mann und Frau auf dem nackten Körper um die Hüften Perlenchnüre oder Schlangengerippe, auf Fäden gezogen, schmiegsame und elastische Ruten, an denen allerlei Amuletten, wie Leopardenzähne oder Krallen, Rüsse oder Holzstücke verschiedener Form, als Schutzmittel gegen Krankheiten und Dämonen oder als Privatfetische hängen.

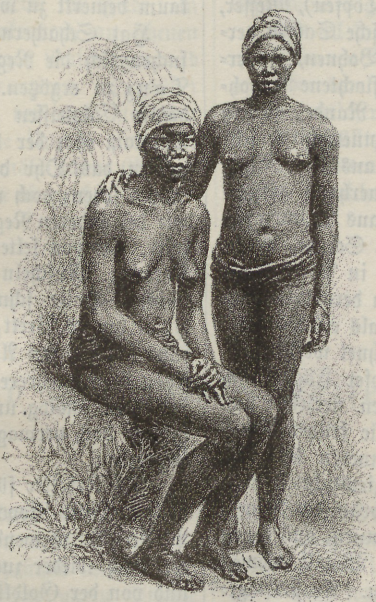
Männer schminken sich seltener als die Frauen unterhalb der unteren Augenlider in Centimeter-Breite mit einem Bleierze, das vom oberen Niger über Lagos gekommen ist und Tripo genannt wird. Von dem auch dort vorkommenden Moschusthiere nimmt man ein Stückchen Fell, um damit das pulverisirte Blei aufzutragen, wodurch man sich zugleich je nach Geschmack angenehm parfümirt. Alle diese Schmuckutensilien bewahrt man in Büchsen auf, die aus Ziegenfell hergestellt sind. Manchmal sieht diese Art der Färbung höchst interessant aus, da durch Anwendung derselben die dunkle Farbe der Regenbogenhaut (um die Pupille herum) sich von dem „Weißen des Auges“ noch mehr abhebt. Eine andere Art der Tatuierung wird wenig ausgeübt. Doch sieht man bei vielen Vertretern beider Geschlechter auf jeder Wade drei nach dem Mundwinkel hinziehende narbige Einschnitte. Die Träger dieser Zeichen gehören meist dem Stamme der Yoruba an, deren Idiom auch als das hauptsächlich gesprochene anzusehen ist. Als Umgangssprache mit den Weißen bedienen sich die bedeutenderen schwarzen Händler trotz der französischen Besitzergreifung des Englischen.

Bei einigen Bewohnern fanden sich auch längs des Rückgrats auf beiden Seiten quer und kreuzweise laufende Narben vor, welche durch Einreiben eines schwarzen Farbstoffes besonders hervortreten. Als Schmuck in den Ohren trägt das weibliche Geschlecht in den allmählich ausgeweiteten Ohrläppchen marktstückgroße rothgefärbte Holzstücke.

Die in Porto Novo gemischt wohnenden Stämme der Yoruba, Popo und Ewe sind von äußerst vortheilhaftem Wuchse: selten sind ihre Nasen hervorragend aufgestülpt oder haben sie platte Füße oder leiden an Wadenlosigkeit. Im Gegentheil, man findet eine Menge anziehender Gesichter, die auch von Intelligenz zeugen. Doch läßt bei ihnen die Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig.

Die männlichen Bekenner des Islam kleiden sich abweichend von der eben beschriebenen Tracht. Ältere Mohammedaner pflegen sich das Haupt mit langen schmalen Tüchern turbanartig zu unwickeln, von denen eine Tour unter dem Kinne hindurchgeht. Am Oberkörper tragen sie faltenreiche Hemden mit weiten Ärmeln. Das zu oberst getragene Gewand ist meist aus heimischem Zeuge angefertigt und auf der linken Brustseite mit zahlreichen Stickereien versehen, ebenso wie ihre Pluderhosen. Verschlungene Linien, Sterne und Arabesken werden meist als Muster gewählt und vorwiegend in Grün ausgestickt. An den Füßen tragen sie Lederschuhe oder Holzsandalen, welche beim Betreten einer Moschee abgelegt werden. Der Preis eines solchen mohammedanischen bestickten Anzuges beläuft sich auf mehr als 100 Mark.

Ob begegnet uns einzeln der schwarze Muselman, nach Weise der Katholiken eine Art Rosenkranz an bunter Schnur



Frauen mit Schnüren um den Hüften.

¹⁾ Von einem solchen berichtet G. Zöllner in seinen „Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Kamerun“ I, S. 66. Red.

durch die Finger ziehend, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß derselbe Suren aus dem Moran herleitet. Treffen geringere auf mächtigere Glaubensgenossen, so fallen sie in die Knie, beugen den Kopf bis zur Erde und eine endlos lange Unterhaltung beginnt mit einem untergebenen Gruße, der gnädigst erwidert wird. Bei bedeutend höher Stehenden ist die Ceremonie nur eine kurze. Sonst aber macht die Frage: „wie gehts deinen Kindern?“ den Anfang; es folgt die Erkundigung nach dem „ältesten Sohne“, im Speciellen nach den „Frauen“ und den „Viehheerden“. Hat der Fragende geendigt, so beginnt seitens des Gefragten das gleiche Spiel. In Bezug auf den Gruß der Weiber gegen ihre Glaubensbrüder glaube ich das Gleiche bemerkt zu haben; jedenfalls habe ich sie gegen höher gestellte Mohammedanerinnen, die ebenso wenig wie die Anderen verschleiert gehen, den Fußfall machen sehen.

Die Weißen betreiben hier nur Engros-Geschäfte, indem sie die üblichen und bekannnten Waaren einführen, welche auf dem afrikanischen Markte für Landesprodukte gefordert werden. Unter sich sieht man die Schwarzen neben Streichhölzern, Thonwaaren (wie Teller, Pfeifen, Töpfen), Messer, Bindfaden, Tabak, Zeugen auch einheimische Sachen verkaufen: Erdnüsse, Mais, Yams, Erbsen, Bohnen, Zuckerrohr, geräucherte Fische; ferner selbst geflochtene Strohmützen und Basthüte mit einem kolossalen Rande, so daß sie sowohl als Regen-, als auch als Sonnenschirm sehr praktisch sind. Außerdem verfertigen sie aus dem Baste der Pflanz oder Savannengräser sehr dauerhafte größere und kleinere Körbe, Matten und Decken, aus Palmrippen Stühle, aus Ziegenfellen große Fächer und Schuhe, welche geschmackvolle Stickereien aufweisen. Der in Porto Novo ansässige Weiße sucht wohl dann und wann derartig ethnographisch wichtige Dinge zu sammeln, aber als ein Handelszweig kann ein derartiger Kauf nicht bezeichnet werden.

Der Schwarze arbeitet auch aus Kupfer Fächer und Messer, welche mit subtilen Eingravirungen versehen sind oder auch eiselirt werden. Schmiedeten sie früher Ringe aus Silber, das aus dem nördlichen Inneren kam, so schmelzen sie heutzutage das von Weißen in ziemlicher Menge importirte englische Silbergeld in selbst gebrannten thönernen Gefäßen ein, schneiden in Holzstücke Rinnen, aus denen sie dann das ausgefloßene, kaum erstarrte Metall nehmen und zu Finger- oder Armringen verarbeiten. Neuzerst geschmackvoll sind die Ringe geriffelt und verziert. Dabei bedienen sie sich der Säure zerschnittener Limonenscheiben, um durch Reiben eine Politur des Ganzen zu erzielen. In gleicher Weise stellen sie aus Kupfer, Bleierz oder einer Metallmischung ihre Fetischfiguren her.

Kann man in den Straßen von Porto Novo die Neger bei ihren einzelnen Beschäftigungen beobachten, die ihnen im kleinen Maße ein gewisses Verdienst sichern, so trifft man auf freieren Plätzen auch ihre Doktoren mit den vor ihnen auf Matten ausgebreiteten Instrumenten. Kleinere Messer, eiserne Spitzen, zum Schröpfen bestimmte kleine Hörnchen von Ziegen, Antilopen oder Gazellen, Schnüre, Kräuter und Tränkehen machen ihren medicinischen Apparat aus. Derselbe wird von der großen Menge und den Patienten, die sich an Ort und Stelle von ihnen behandeln lassen, mit Ehrfurcht angestaunt.

Weil an baarem Gelde das Silber dem Golde bei Weitem vorgezogen wird, so ist im Kleinhandel neben Silber große Nachfrage nach Kauri-Muscheln. Es werden diese kleinen, 2 cm langen, gelblichweißen Porzellanmuscheln der Kaurischnecke (*Cypraea moneta*) aus dem Indischen Oceane in Säcken von der Ostküste Afrikas auf dem Seewege um das Kap der guten Hoffnung herumgebracht. Solch ein

importirter Sack Kauri, der 24 000 Stück enthalten soll, kostet den Weißen in Porto Novo etwa 9 Mark. An diesem Orte werden aber 2000 Stück einer Mark gleich gerechnet, so daß der Kaufmann einen Reingewinn von 25 Proc. erzielt. 20 000 Kauri machen einen kleineren Sack aus, welchen man in der Yorubasprache okekan nennt (oke, Sack, okian, einer).

2000 Kauri heißen	egbah	= 1 head
40	ogaži	= 1 string
200	igbawo	= 5

40 Kauri würden also einen Werth von zwei Pfennigen repräsentiren. Und doch sieht man oft um ein paar Kauri die Marktweiber feilschen! Ein anderes heiteres Bild kann man oft beobachten, wenn die Händlerinnen Abends bei einer Dellampe, deren Inhalt, dickflüssiges Palmöl, einen Docht von Baumwolle speist, ihren Tagesverdienst zusammenrechnen und mit Reid bei Anderen einen reichhaltigeren Erfolg wahrnehmen. Daß es dabei auch nicht an Weibergeschrei und Gekeife, Gezänk und Geschimpf fehlt, braucht kaum bemerkt zu werden.

Hat Schachern und Handeln sein Ende erreicht, so suchen sich die Neger in Porto Novo durch Spiel und Tanz zu ergötzen. Klappernde Schellen, die um ausgehöhlte Calabassen gehängt sind, der einförmige Ton des Tamtam oder der laute Lärm einer größeren Trommel ermüden das Ohr des Europäers. Weiber habe ich nicht tanzen sehen; doch wird es in gleicher Weise der Fall sein, wie bei anderen Negerstämmen. Sehr beliebt ist ein Brettspiel, das von selten mehr als zwei Personen mit Nüssen, Kernen, Muscheln oder Steinchen gespielt wird. Aus weichen Holze schneidet man ein ca. 25 cm breites und $\frac{3}{4}$ m langes Brett, welches dann zu zwei Reihen mit je sechs faustgroßen Aushöhlungen versehen ist. Die Spieler setzen dann mehrere Steine in die ersten Löcher und scheinen sich dann analog unserem Damenbrettspiele zu schlagen zu suchen: doch vermag ich nicht genauer die Pointe des Spieles anzugeben.

Als Arbeiter für die Weißen werden in den Faktoreien auch in Porto Novo Kruneger von der liberianischen oder Pfefferküste verwendet, welche aber nach Jahresfrist ihrer Heimath wieder zueilen. Dahingegen haben sich aus Akkra und von der Goldküste einige Fanti angesiedelt, um sich durch Ausübung eines Handwerkes einen Verdienst zu erwerben. Einige sind mit Porto-Novo-Frauen verheirathet, andere haben sich aus ihrer Heimath ihre Weiber nachkommen lassen. Oft genug sind noch Mina, welche auch von der Goldküste stammen, beim Verladen der Schiffe thätig: ein Stamm, der ebenso schmutzig als träge ist, so daß bei eiliger Arbeit gar häufig noch Porto-Novo-Neger herangezogen werden müssen. Da es sich hierbei um Wägen von Waaren aus Europa und Laden von einheimischen Produkten handelt, die vom Lagunenufer zur Faktorei oder umgekehrt transportirt werden müssen, so haben der besseren Kontrolle wegen einige Faktoreien Münzen oder Marken mit ihrer Firma prägen lassen, deren einzelner Werth einer einzelnen Arbeitsleistung entspricht. Halbwüchsige Jungen und Frauen mit ihren Kindern drängen sich dann, um zuletzt die erworbenen Geldstücke entweder gegen Waaren und Kaurimuscheln einzutauschen, oder sie, da dieselben durchlöcherig sind, auf Fäden zu ziehen und als Halschmuck zu tragen.

Wie schon bemerkt, sind die Monate Juli bis Anfang October die regnerischen, daher auch die kühlsten. Damit hängt auch die in diesen Monaten beobachtete größere Sterblichkeit der Schwarzen und die leichtere Disposition der Weißen zu Erkrankungen zusammen. Unertürlich

trocken und heiß soll es im December, Januar und Februar sein, wo Nachts ein heißer, Sand mit sich führender Wüstenwind, der Harmattan, und tagsüber nur eine unbedeutende Seebriese weht. Während meiner Anwesenheit in Porto Novo im Juli schwankte das Thermometer zwischen 26° und 31° C. Die dort ansässigen Weißen hatten meines Erachtens zumeist ein ungesundes, gelbliches Kolorit.

Außerhalb der Stadt Porto Novo sehen wir auf dem fetten körnigen Lehmboden Kulturgewächse üppig gedeihen. In großen Bügen sind die Vegetationsformen hier vor uns ausgebreitet. Zunächst bemerken wir Wiesen, auf denen verhältnismäßig großes Rindvieh, viele Schafe und Ziegen weiden; weiter dem Inneren zu steigt der Boden allmählich an und weist schöne Palmenhaine auf, während im Hintergrunde der tropische Hochwald das Bild abschließt. Wie der Jäger in dem Schilf der Lagunen auf reiche Beute an Wildenten rechnen kann, ganz abgesehen davon, daß er zum Schusse auf Krokodile kommen kann, die hier wegen des Fischreichtums der Lagune den Menschen weniger gefährlich sein sollen, so ist dem sicheren und vorsichtigen Schützen stets gute Jagd an Rebhühnern im Felde, an Wildtauben und Affen in den Palmentronen, an scheuen Antilopen und flüchtigen Gazellen, listigen Buschfazen und behenden Leoparden im Urwalde zu garantiren. Tagsüber sieht man auch an den Baumzweigen vereinzelt stehender Baumwoll- und Affenbrotbäume eine Anzahl fliegender Hunde hängen, die Nachts mit viel fазenähnlichem Geschrei in den Anpflanzungen der Pisangbestände oft großen Schaden thun.

Will man jedoch ein gutes Pelzwerk oder einen vollständigen Balg oder ein möglichst wenig lädirtes Skelett jener Thiere erlangen, so muß man immer selbst zum Gewehre greifen, da die Eingeborenen die Klauen, Hufe oder Krallen gern als Amulette und Fetische für sich selbst behalten und in roher Weise vom übrigen Körper trennen.

Während meiner Anwesenheit ereignete sich bei solch einem Jagdzuge leider ein unangenehmer Zwischenfall: Ein eifriger und ausgezeichnete Schütze deutscher Nationalität, der niemals ohne erhebliche Jagdtrophäen heimzukehren pflegte, war bei einem Ausfluge auf der Lagune seines Gewehres und Gelbes, seiner Uhr und Beute (15 Enten) beraubt. Im schwankenden Canoe zwischen Schilf und Moor sah er sich plötzlich vielen Schwarzen gegenüber; er mußte, weil er allein war, der Uebermacht weichen und sich in sein Schicksal ergeben. Der französische Resident hat auf energisches Drängen der Deutschen die Haupttathäter ausfindig zu machen gewußt und sie mit Schlägen angeblich bestraft, ohne daß König Tosah remonstrirt hätte. Auch wurde der Weiße wieder in den Besitz seines geraubten Eigenthumes gesetzt.

Aus all dem bisher von Porto Novo Bekannten können wir erkennen, daß nicht nur über den düsteren Wäldern und über dem geheimnißvollen Inneren Afrikas ein schwer durchdringlicher Schleier ruht, der Diebstahl, Raub und Mord verhüllt, sondern daß auch nahe der Küste gelegentlich alte Sitten der Eingeborenen zum Durchbruche kommen, welche abzuschaffen das Ziel aller civilisirten Nationen sein muß.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

VII. 1)

Ko. Die Reisenden verließen Kairuan wieder in Begleitung der topographischen Brigade und unter der Eskorte einer Kompanie, welche der unsichere Zustand im südlichen Tunesien noch nöthig machte. In einer guten Stunde erreichte die Kolonne das vollständig ausgetrocknete Bett des Ued Zerud, welches die Kameele ohne große Schwierigkeit überschreiten, nur einige Tamarindenstämme und einige verkümmerte Oleanderbüsche deuten an, daß hier sonst Wasser fließt. Auf der anderen Seite geht es weiter durch den Buschwald, einer kaum erkennbaren Pfadspur folgend, durch völlig unbewohntes Land. Dann und wann erkennt man in der Ferne Mauerreste, aber wenn die Archäologen im Galopp hineinrennen, sind es die Trümmer irgend eines Turbis oder eines Dekonomiegebäudes aus neuer Zeit. Gegen 2 Uhr wird der erste Lagerplatz erreicht, der Henshir Had schab el-Miun, aber auch hier sind die Ruinen sehr unbedeutend, ein halbzerstörtes Mausoleum, halb ausgefüllte Wasserbehälter, weiterhin ein paar Mauerreste ohne erkennbare Form. Ein paar Quellen von geringer Wasserfülle und mit schwach salzigem Wasser haben der Stelle den Namen gegeben, der sich übrigens auch an einer nicht weit entfernten Lokalität an der Straße nach Gassa findet.

Am anderen Morgen geht es wieder durch die Einöde weiter, aber bald belohnt die Entdeckung einer wohl erhaltenen Römerstraße den Eifer der Reisenden. Es ist die alte

Straße von Thysdrus (el-Dschem) nach Sicca Veneria (Kef) durch das Thal des Merdsch el-Ril, deren genauere Richtung bis heute noch unbekannt war. Man konnte ihr leider nicht folgen, sondern mußte sie gerade kreuzen. In geringer Entfernung davon war ein Brunnen ganz mit den Trümmern antiker Werkstücke gebaut, aber woher sie stammen mögen, blieb unklar, denn auf viele Stunden im Umkreise kennt man keine antike Trümmerstätte. Wenig weiter traf man ein ausgedehntes Kaktusdickicht, dessen reife Früchte den arabischen Theil der Karawane so sehr anzogen, daß man sie kaum weiter bringen konnte. Die Franzosen konnten sich mit der faden, körnerreichen Frucht nicht befremden; man lernt sie, wie so manche andere südlische Speise, erst bei längerem Aufenthalte am Mittelmeere schätzen. Bei der Kubbah der Sidi bu-Ahmer Had schela wurde auf einem mit Ruinen bedeckten, kleinen Plateau übernachtet; auch hier findet sich nichts Interessantes.

Der dritte Tag bringt nur eine ganz kurze Etappe zu einigen Dglets (Wasserlöchern), die man nicht eigentlich als Brunnen bezeichnen kann; es ist Nachts erheblich kalt und die Soldaten zünden gewaltige Feuer an, um sich zu erwärmen. Die Reisenden besuchen mit Ali und zwei Soldaten die nahegelegenen Trümmer der Saaya des Sidi Mohammed el-Gebini und erkennen sie als die Reste einer christlichen Basilika aus der späteren Kaiserzeit mit einer dreifachen Apfis in Blockmauerwerk. Am anderen Morgen wird schon früh aufgebrochen und gegen 11 Uhr

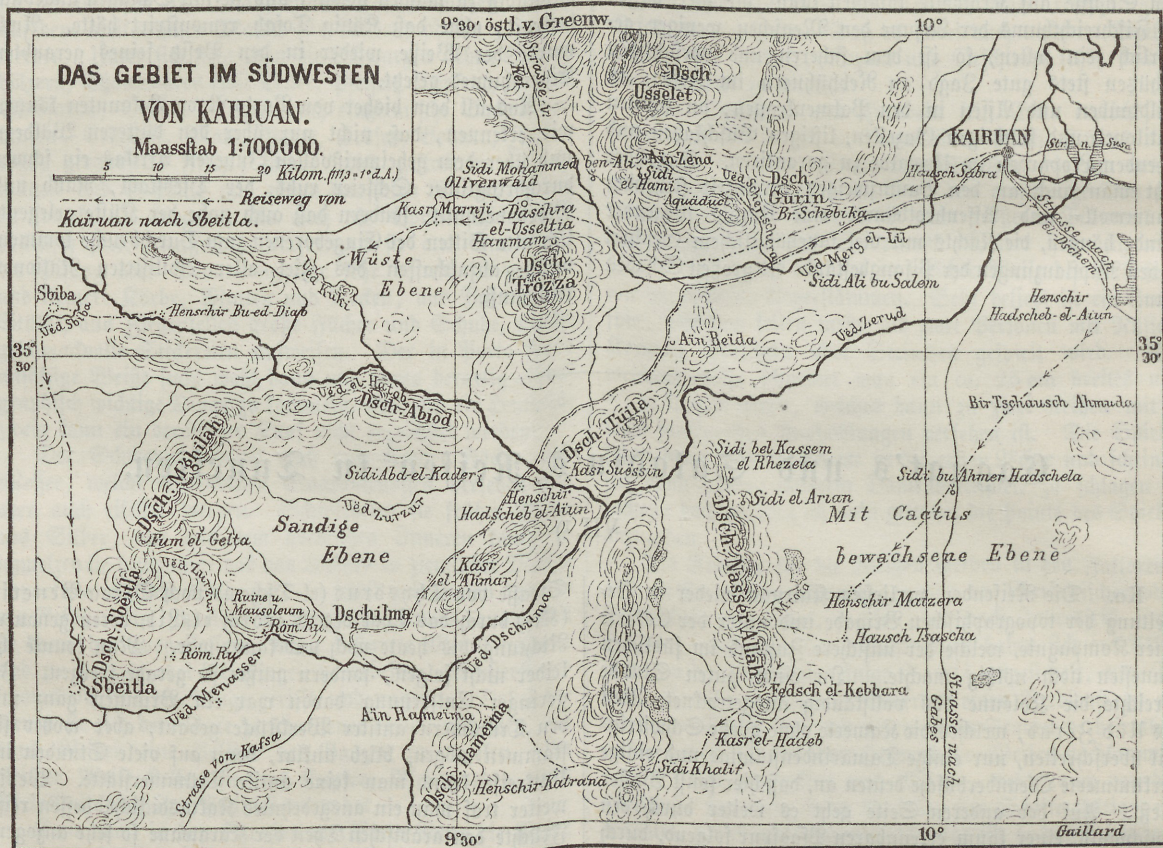
1) Vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 353.

das Reiseziel, der Henschir Maizera (Maifra) erreicht, die Reste einer kleinen Festung, wahrscheinlich aus der Zeit der Vandalen oder Justinian's, mit einem noch wohl erhaltenen, 40 m tiefen Brunnen. Kaum ist das Zelt aufgeschlagen, so brechen die Reisenden schon wieder zu einem Ausfluge nach Süden auf, wo die Nekropole von Hausch Tsascha zu einem Besuche lockt. Bald erkennen sie auch im Buschwalde die viereckigen Grabtürme, ganz ähnlich denen von Sidi el-Hani und Kasr Zalga. Die meisten Mausoleen sind indeß Halbsäulen aus Blockwerk, welche der Länge nach auf einem Unterbaue von zwei oder drei Stufen liegen; sie sind längst ausgeplündert, aber genauere Nachgrabungen könnten unter Umständen doch noch gute Resultate ergeben. Dazwischen stehen aber auch viereckige, zweistöckige Denkmäler, ebenfalls aus Blockwerk, aber mit einem dicken Stucke überzogen, aus welchem Pilaster, Nischen und andere Ornamente gebildet sind. Das untere Stockwerk

enthält die Grabkammern, das obere eine Nische, in welcher früher die Bildsäule des Verstorbenen stand. 200 m entfernt liegen die Reste einer ausgedehnten Ansiedelung, eine rechteckige Umfassungsmauer, ein Wasserbassin und ein paar Brunnen; es ließ sich aber auch nicht die geringste Andeutung über die antiken Namen des Ortes entdecken.

Die folgende Etappe war Ain Mrota am Fuße des gleichnamigen Berges, umgeben von ausgedehnten Kaktuspflanzungen, in denen ein paar Heiserhütten der Eingeborenen standen. Rechts vom Lager öffnet sich eine enge, schmale Schlucht, in welcher ein schwacher Faden salzigen Wassers floß; die Quelle liegt 2 km weiter oben im Gebirge, giebt aber augenblicklich so wenig Wasser, daß die Soldaten einen Dammt aufwerfen müssen, um wenigstens die Thiere tränken zu können.

Hier wird Neujahr gefeiert und die fette Gans geschlachtet, welche die Reisenden schon seit Monastir mit sich



herumführen; die Soldaten erhalten eine Extralohnung und wer Geld hat, kann von dem italienischen Händler, welcher der Kolonne seit Kairuan folgt, sogar alle möglichen Weine erhalten, die freilich sämtlich aus einem Tasse stammen und von den der Chemie kundigen Mitgliedern der Expedition mit gelindem Schauder betrachtet werden. Auch die Araber, obschon ihr Jahr zu einer anderen Zeit beginnt, sind klug und civilisirt genug, um die Bedeutung des Festes zu begreifen, und verlangen mit solcher Ausdauer ihr „Etrennes“, daß die Reisenden nicht umhin können, ihnen ein kleines Batschisch zu bewilligen.

Die Lagerstätte bei Ain Mrota lieferte einen prächtigen Beweis, mit welcher Sorgfalt die Römer selbst die kleinsten Wasserfäden nutzbar zu machen verstanden, und erklärt, warum diese heute wüstenartigen Steppen einmal ein blühendes Kulturleben ernähren konnten, ohne daß die klima-

tischen Bedingungen damals andere waren als jetzt. Die Quelle, die freilich im Winter stärker sprudeln mag, wurde durch einen in den Felsen gehauenen Kanal zu einem Staudamme geführt, dessen aus Bruchsteinen aufgeführte und mit Blockwerk ausgekleidete Mauern noch aufrecht standen, und von hier aus führte eine Wasserleitung das gesammelte Wasser am Berghange hin bis zum Henschir el-Hamel und vielleicht sogar bis Hausch Tsascha. Alle Ravins auf dem Wege waren sorgsam überbrückt. Ähnliche Sammelbassins und kleine Leitungen findet man überall und man könnte nichts Besseres thun, als sie wieder in Stand setzen. Sie haben fungirt bis zum Einfall der Vandalen oder wahrscheinlich bis nach dem Untergange des Vandalenreiches, denn diese Eroberer hielten das Land im Stande. Erst als nach Belisar's Sieg die wilden Bergberber Herren wurden, brachen sie vom Dschebel Uffelet herunter über diese

Ebenen herein und zerstörten alle Spuren der Kultur; dem Araber aber war die Steppenebene, die sich im Winter mit üppigem Grün bedeckte und seinen Heerden eine prächtige Weide bot, willkommener als Gärten und Fruchtgefilde, und so blieb das Land als Einöde liegen bis auf unsere Tage. Aber der Boden hat seine alte Fruchtbarkeit bewahrt und unter einer vernünftigen Regierung wird er wieder reiche Ernten bringen.

Am 3. Januar zog die Kolonne durch sich immer gleich bleibendes Land nach Fedsch el-Kebbara, wo sich eine Art natürlicher Cisterne befindet, und von da am folgenden Tage nach der Kubbah des Sidi Khalif. Hier beginnt ein wichtiges Defilé, zu dessen Verteidigung schon die Byzantiner ein Schutzwerk errichtet hatten, dessen Trümmer noch erhalten sind. Die enge, steilwandige Schlucht wird von einem Bache durchrieselt, den dichtes Gebüsch verhüllt; ein paar hohe Palmen erinnerten an bessere Zeiten und dienten Schwärmen von kleinen Vögeln zum Aufenthalte. Aber auch dieser Bach führte magnesiakhaltiges Wasser, und Suppe wie Kaffee wollten bei aller Geschicklichkeit des Kochs nicht sonderlich schmecken.

Am anderen Morgen wurde das Defilé durchzogen; der einzige Ausgang schlängelte sich in steilen Serpentinien am Abhänge empor, so daß ihn kaum zwei Personen auf einmal passieren konnten. Doch gelang es, die gefährliche Stelle ohne jeden Unglücksfall zu überschreiten, und nach einer Stunde etwa befand sich die ganze Karawane auf dem Plateau, das sich langsam gegen eine ungeheure Ebene hin senkte. Aus dem Dickichte der dornigen Brustbeerbüsche blickten ein paar Mauertrümmer hervor und die beiden

Archäologen ließen ihre Eskorte allein weiter ziehen und eilten einem hausartigen Gebäude zu, das sich bei genauerer Betrachtung als der Ueberrest eines Mausoleums erwies, an dessen Fuße noch die Trümmer einer schlecht gearbeiteten Statue lagen. Die übrigen Reste, welche von den Eingeborenen Henschir Katrana genannt werden, erwiesen sich als die Ruinen eines unbedeutenden Dekoniehofes, und ziemlich enttäuscht kehrten die Reisenden zu ihrer Eskorte zurück, welche am Fuße des Dschebel Suder (oder Hameïma) über die völlig kahle Ebene dahinzog. Nur

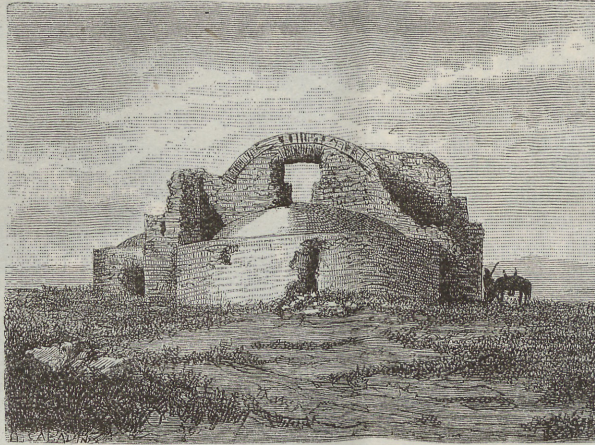
einmal brachten ein paar Gazellen etwas Leben in die Scene, aber sie waren verschwunden, ehe nur Jemand sein Gewehr schußfertig machen konnte.

Erst ziemlich spät wurde Min Haméma, die einzige Quelle weit und breit, erreicht, deren Wasser zwar spärlich, aber doch endlich wieder einmal klar und süß war und an dem man sich zum ersten Male einmal wieder seit Wochen satt trinken konnte. Hier trennte sich die topographische Brigade von den beiden Archäologen und wandte sich südwärts, während Cagnat und Saladin dem französischen Lager zuritten, das in geringer Entfernung bei Dschilma aufgeschlagen war. Nur von ihren drei arabischen Dienern begleitet, passiren sie mit einiger Schwierigkeit den Schlamm Boden, welchen der ausgetrocknete Fluß hinterlassen hat, und streben einem Gebäude zu, das Ali für das Karavanenlager von Dschilma erklärt,

während es den Reisenden als die Ruine eines noch ziemlich wohl erhaltenen Tempels erscheint. Ein französischer Officier, der den Bau leitete, hat die originelle Idee gehabt, ihm eine antike Fronte zu geben, deren einzelne Architekturstücke von den Trümmerhaufen der Umgegend zusammengeholt sind; er hat aber den Schnitzer begangen, eine Säule in die Mitte des Fronton zu setzen, worüber dem Architekten natürlich die Haare zu Berge stehen.

Dschilma liegt nicht besonders interessant inmitten einer Ebene, welche nach Nordost vom Tuila und vom Trozza, nach Nordwest vom M'gilah begrenzt wird; Brustbeerbüsche erfüllen mit Ausnahme des von den Franzosen angelegten Gartens die ganze Umgegend, aber in allen Richtungen finden sich Mauerreste, die auf eine andere Beschaffenheit im Alterthume hindeuten.

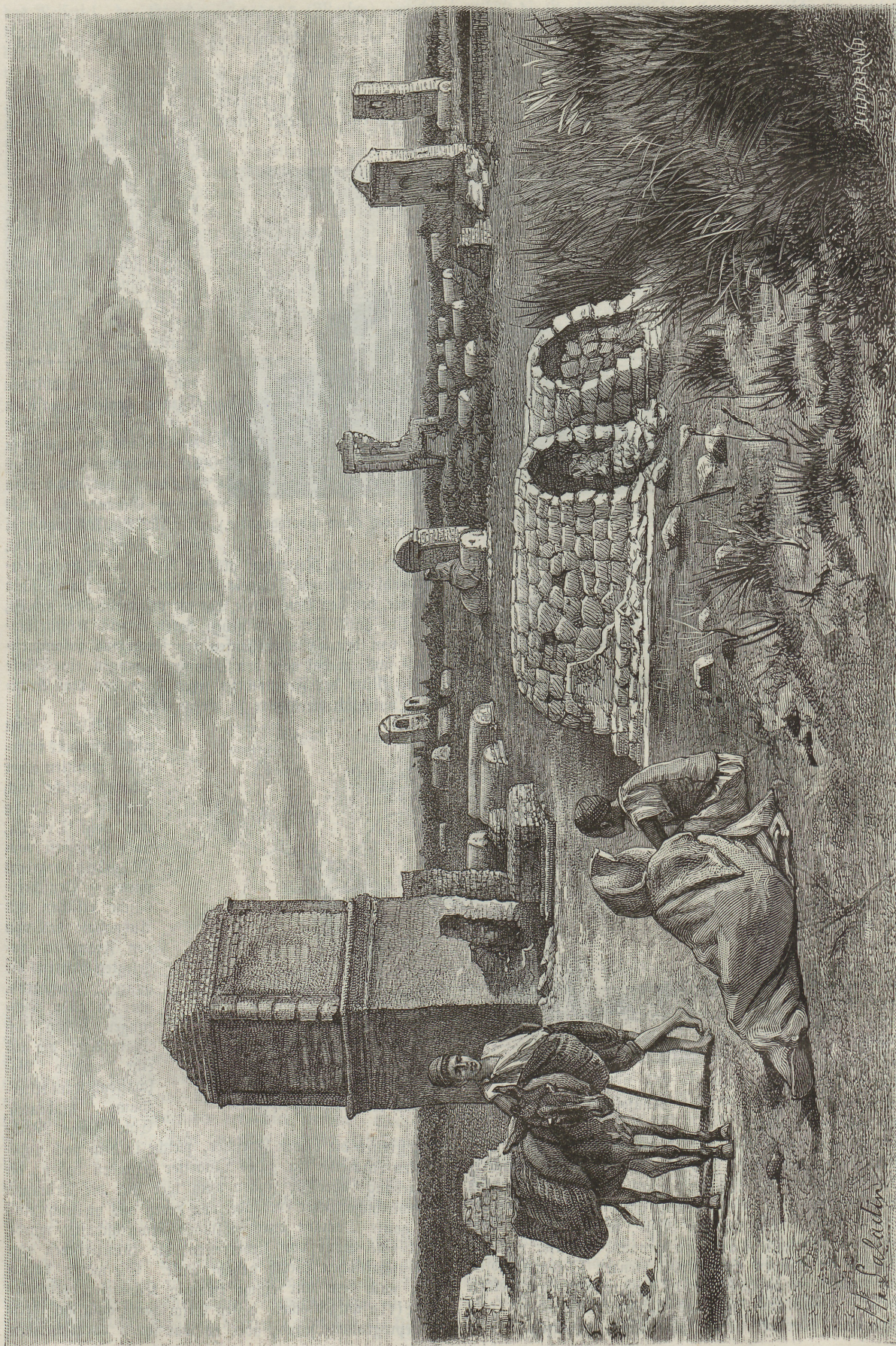
Eine ganze Woche durchstreifen die beiden Forscher, welche in dem noch unbenutzten Lazareth ein gutes Quartier gefunden haben, die Umgegend, aber sie finden auch hier nur die Trümmer landwirtschaftlicher Gebäude, von denen aus vielleicht einst die ganze Domäne durch Sklaven bewirtschaftet wurde, nicht eine Spur von Ueberresten, die künstlerischen oder wissenschaftlichen Werth gehabt hätte. Sie wären darum gern nach dem nur einige zwanzig Kilometer entfernten Sbeitla aufgebrochen, dessen Erforschung auch auf ihrem Reiseprogramme stand, aber es war ihnen vorgeschrieben,



Sauya Sidi-Mohammed-el-Gebiui. (Nach einer Photographie.)



Mausoleum in Hausch Tafscha. (Nach einer Photographie.)



Die Nekropole von Hausch-Tajcha. (Nach einer Zeichnung von Saladin.)

möglichst das ganze Terrain zu erforschen, und sie mußten darum auf einem anderen Wege nach Kairuan zurück und von da durch rauhes und unkultivirtes Land nach Sibba, wo die zu den Ausgrabungen nöthigen Vorrichtungen sie erwarteten. So brachen sie schon ganz früh am Morgen auf, um das 46 km entfernte Ain Beida zeitig zu erreichen; vier Spahis sicherten den nöthigen Respekt bei den Araberstämmen. Sie passiren die Trümmer einer kleinen byzantinischen Kirche, von den Arabern Kasr el-Ahmar, das rothe Schloß, genannt, dann einen förmlichen Wald wilder Delbäume, die ersten Bäume wieder, seit sie Kairuan verlassen, und frühstückten an einer Quelle, die auch wieder Hadjeb el-Ain heißt. Diese ist aber wasserreicher als ihre gleichnamige Schwester an der Straße nach el-Dschem und giebt einem nie versiegenden Bache den Ursprung; Trümmer einer römischen Befestigung beweisen, daß sie schon im Alterthume von Bedeutung war. Auch hier standen wilde Delbäume und das Land war weniger öde als in der Küstenebene; mehrfach traf man friedlich weidende Heerden mit ihren Hirten. Der Wäd Zurzur wird erreicht und bald nachher der Wäd Zerud, mit dem sich der erstere wenig unterhalb vereinigt; beide sind noch ganz wasserleer. Dann geht es weiter, immer dem Abhange des Tuila entlang, von dem unzählige Ravins herabziehen und den Pfad kreuzen, nur einmal sieht man die Reste eines

unbedeutenden Römerforts, Kasr Suëssin, aber es bleibt keine Zeit zum Untersuchen, wenn man noch vor Nacht das Reiseziel erreichen will. Endlich erscheint das Gehölz von Kaktus und Oliven, hinter welchem das ersehnte Ain Beida liegt, und die Zelte werden am Rande eines Sumpfes aufgeschlagen, in welchem zahlreiche Frösche für Nachtmusik sorgen. Die Araber zünden ihr Feuer in einer antiken Cisterne an, die ihnen Schutz vor der kalten Nachtlust bietet.

Manche Autoren setzen Ain Beida an die Stelle von Aquae Regiae, aber die Ruinen scheinen den Reisenden denn doch nicht ausgedehnt genug für diese immerhin ziemlich bedeutende Stadt. Die Karawane bricht darum ziemlich früh auf, um bei guter Zeit das nur 24 km entfernte Kairuan zu erreichen. Bald bemerkt man, daß man sich bewohnteren Orten nähert; ein Arm des Merdsch el-Dil ist abgeleitet und bewässert einige Gerstenfelder, man begnügt einzelnen Arabern, ein todter Esel liegt am Wege, alles Sachen, die in der Wüste so leicht nicht vorkommen. Am Brunnen von Schebika wird ein kurzer Halt gemacht und gefrühstückt, eine Stunde später ist Kairuan erreicht. Indes die Reisenden denken nicht daran, ihr altes Quartier diesmal auf längere Zeit zu beziehen; in aller Eile werden die nöthigsten Geschäfte besorgt und schon der andere Morgen sieht sie wieder bereit zum Aufbruche nach Sibba.

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars H. Brincker.

II. Die Buschmänner.

Die Buschmänner finden sich im Groß-Namalande nur vereinzelt und auch im Damralande nur in wenigen Familien, außer im Nordosten des Landes. Ihr Hauptwohnsitz ist die Kalihari-Wüste und der ganze wasserlose Distrikt, der sich zwischen Damraland und Ngami-See bis hoch hinauf nach Norden hinzieht. Hier fühlt sich der Buschmann in seinem Elemente. Wo es ein Europäer keine fünf Tage aushalten könnte, kann der Buschmann recht ungestört seines Lebens sich freuen. Wasser scheint er gar nicht zu bedürfen. Wenige feuchte Wurzeln, Ranken und Knollen genügen ihm; Vögel, Mäuse und sonstiges Gethier weiß er geschickt zu fangen und zur Nahrung zu bereiten, selbst Honig und allerlei Süßigkeit weiß er in der Wüste aufzuspüren. Ein Obdach hat er nicht und mag er nicht; frei schwärmt er in der Wüste umher, kaum daß er dann und wann in Erdhöhlen sich aufhält. Der Wüstenreisende gewahrt nirgend eine menschliche Wohnung, nirgend eine Spur menschlichen Daseins, und siehe, plötzlich sieht er sich umgeben von einer Anzahl Buschmänner, als wären sie unmittelbar aus der Erde hervorgekrochen. Klein, untersezt mit vollen Formen, schmutzig, fast nackt, mit Bogen und vergifteten Pfeilen im Köcher erscheinen die Männer; die Frauen ausgezeichnet durch Häßlichkeit und wulstige Hinterbacken, ihre Kinder in Karossen (Fellen) auf dem Rücken tragend. Dem Fremden nähern sie sich vorsichtig und mißtrauisch. Auf seine Fragen geben sie nur ungenügende oder gar keine Antwort. Auch für die verlockendsten Geschenke verrathen sie nichts vom Zustande ihres Landes und ihrer Lebensweise, am wenigsten vom

Wasser, wenn irgendwo in einer Felspalte oder Schlucht etwas vorhanden sein sollte.

Die echten Buschmänner sprechen eine eigenthümliche gurgelnde und näselnde Sprache mit Schnalzlauten, die in der Kehle gebildet werden. Von der Namaspache ist sie sehr verschieden, denn ohne Dolmetscher versteht sie kein Namahottentotte. Doch soll in einigen Dialekten der Buschmannsprache sich manche Ähnlichkeit mit der Namaspache finden. Ein Europäer wird sie schwerlich lernen, eben um des Mißtrauens willen, welches ihm der Buschmann entgegen bringt. Gelingt es auch einmal einem Europäer, sich die Freundschaft eines Buschmannes zu erwerben, so wird er ihm zwar nach Kräften beistehen und ihm von seiner spärlichen Kost mittheilen, aber schwerlich wird er ihn in die Geheimnisse seiner Sprache einführen.

Es sind neuerdings im mittleren Afrika zwerghaftige, in Wäldern wohnende Menschen bekannt geworden, die sogenannten Batua, deren Anzahl noch nicht bestimmt werden kann. Diese Batua sind nach unserer Ansicht nichts anderes als Buschmänner. Wir halten die Buschmänner-Batua für die Ureinwohner des mittleren und südlichen Afrika. Nach ihnen kamen andere rothe Völker, die Hottentotten, und danach erst kamen die schwarzen Bantu-Völker. Alle diese Nationen sind vom Norden her nach dem Süden vorgerückt und haben alle ihre Zeit des Wachstums, der Größe und des Verfalles gehabt. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, wie die schwarze als die stärkere Rasse nach und nach alle rothen Völker unterdrückt hat und noch ferner unterdrücken wird, bis sie selbst

durch das noch stärkere europäische Element zu Grunde gehen wird.

Unsere Länder haben nachweisbar die Eigenthümlichkeit, daß sie Gestalt und Form der Hausthiere und Küchenpflanzen in zunehmendem Maße verkleinern. Rinder, Esel, Ziegen, Schafe, wenn sie nicht immer wieder durch neu eingeführte fremde Gattungen aufgebeßert (verbasterd) werden, verlieren von ihrer Größe und Triebkraft und werden zwerghaftig; dabei bleiben sie jedoch zähe und ausdauernd. Sämereien von Gartengewächsen müssen alle drei bis vier Jahre neu aus der Kapkolonie bezogen werden, sonst werden sie zu klein und die Pflanzen zu schwach und zwerghaftig. Mit den Menschen verhält es sich ebenso. Die Buschmänner sind im Laufe der Zeit zu halben Zwergen, aber zähe und ausdauernd geworden. Die Hottentotten sind auf dem Wege, dasselbe Schicksal der Verkleinerung zu erleiden; sie würden auch an Zähigkeit und Ausdauer zunehmen, wenn nicht die europäische Kultur ihnen Genüsse verschafft hätte, die das gerade Gegentheil bewirken. Auch die Bantuvölker werden diesem Schicksale nicht entgehen.

Der Gedanke liegt nahe und ist vielfach ausgesprochen, daß die Buschmänner oder Batua überhaupt gar kein selbstständiges Geschlecht, sondern nichts als herabgekommene Hottentottenstämme seien. Es ist in der That nicht zu leugnen, daß einzelne arme Hottentotten mit ihren Familien ganz in die Art und Lebensweise der Buschmänner eingegangen und zu Buschmännern geworden sind. Auch das ist richtig, daß bei Kreuzungen zwischen Hottentotte und Buschmann die Kinder durchgängig die Buschmannsnatur an sich tragen. Im Uebrigen aber muß man sagen, daß die echten Buschmänner sich gänzlich von allem Verkehr mit anderen Völkerstämmen fern zu halten pflegen, was keineswegs auf eine nahe Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit schließen läßt. Wenn sich in der Buschmannsprache hier und da Ähnlichkeiten mit der Namaspache finden sollten, so ist das kein Beweis für die ursprüngliche Einheit beider Sprachen. Beide Sprachen haben gewiß lange Zeit unmittelbar neben einander bestanden und manches von einander herübergenommen. Uebrigens ist die Buschmannsprache noch zu wenig bekannt und wird auch wohl fürs erste nicht viel bekannter werden, um Bestimmtes darüber sagen zu können. Interessant wäre es zu wissen, ob zwischen der Sprache der Buschmänner in der Kalihari und ihren nördlichen Ausläufern und der Sprache der Batua im mittleren Afrika irgend welche Ähnlichkeit besteht, oder ob die Batua sich die Sprache der unwohnenden Bantuvölker angeeignet haben, ebenso wie die Bergdamra die Sprache der Hottentotten.

III. Die Bergdamra.

Die Bergdamra (auch wohl Schmutzdamra, und von den Nama Hau-Khoim! genannt) sind ein räthselhaftes Negervolk, jetzt nur noch höchstens 60 000 Seelen zählend, und von allen übrigen Bewohnern des Landes höchlich verachtet. Sie leben wie eine Art Paria mitten unter den Herero und den Hottentotten, sprechen die Hottentottensprache, wiewohl mit einem etwas fremden Accent, haben zum Theil auch die Sitten und Gebräuche der Hottentotten angenommen, dabei aber doch allerlei Eigenthümlichkeiten behalten. So z. B. ist bei ihnen das Abschneiden des halben kleinen Fingers der linken Hand allgemein; sie befassen sich mit allerlei Zauberkräutern, wovon die Hottentotten nichts wissen, geben kleine Mädchen von 8 bis 10 Jahren in die Ehe, haben äußerst lockere und unsittliche Familienverhältnisse und sind ungemein tief in Fleischlichkeit ver-

sunken. Das Laster des Hausbrauens haben sie mit den Hottentotten gemein; ebenso auch die Unlust, sich mit Viehzucht zu beschäftigen; dagegen haben sie Neigung und Geschick zu Ackerbau und Bodenkultur. Nur können sie als ein verachtetes und gejagtes Geschlecht nirgend sich in Ruhe dem Landbau widmen.

Die Bergdamra scheinen zu den ursprünglichen Negerstämmen zu gehören, welche vor Alters diesen Theil von Südwest-Afrika bewohnten. Als dann später von Norden her und aus dem Inneren Afrikas heraus andere Negerstämme, die sogenannten Bantuvölker, nach dem Süden drängten, wurden die Bergdamra genöthigt, nach Westen und nach Süden auszuweichen. Dadurch geriethen sie in das Land und unter die Gewalt der Topenaar, die damals stark und mächtig gewesen zu sein scheinen. Die Topenaar, ein Hottentottenstamm, machten die Bergdamra zu ihren Knechten und gaben auch ihren Verwandten, den weiter südwärts wohnenden rothen Stämmen, Antheil an dem neugewonnenen Besitze. So kamen die Bergdamra truppweise und familienweise unter die Nama-Hottentotten zu wohnen und waren für sie ein sehr willkommenes Dienstpersonal. Auf diese Weise zwischen lauter Hottentotten wohnend und ihnen unterthan, verloren die Bergdamra gänzlich ihre Neger Sprache und lernten dafür die Sprache ihrer Herren. Als dann später die Bantustämme immer weiter vorrückten und die Herrschaft der Topenaar und anderer rothen Stämme schwächten oder ganz überwältigten, benutzten auch die Bergdamra diese Gelegenheit, machten sich frei (doch nicht alle) und slohen in die unzugänglichen Berge an der Grenze des Nama- und Damralandes, und besonders zahlreich in die Berge und Schluchten des Raokolandes, wo sie sich mit den Nesten der Topenaar in den Besitz theilten. Von ihren Bergverstecken aus haben die Bergdamra fleißig die Gelegenheit benutzt zum Viehdiebstahl bei ihren viderreichen schwarzen Nachbarn, den Herero. Dabei sind dann manche in deren Gefangenschaft und Knechtschaft gekommen, andere haben sich freiwillig als Knechte eingestellt, um den Genuß der Milch und der Abfälle von den Herden zu haben, haben sich auch wohl mit armen Hererofrauen verbunden, wodurch ein verachtetes arniges Geschlecht, die *Dvathimba*, entstanden ist.

In der Zeit der Kämpfe zwischen den rothen und den schwarzen Völkern wußten die Bergdamra die Gelegenheit wohl auszunutzen. Wo ein Ueberfall gemacht, wo ein Beutezug angestellt wurde, waren sie bei der Hand, um hinter den Siegern her zu rauben und zu plündern. Besonders an den zahlreichen Viehherden der Herero haben sie sich gütlich gethan. Zu Tausenden haben sie sie geschlachtet und ihren immer hungrigen Mägen einmal gründlich füllen können, was sonst selten der Fall ist. — Gleichwohl haben die bereits christianisirten Herero ihnen hier und da ein ruhiges Wohnen auf ihren Stationen gestattet, und die Rheinischen Missionare haben nicht gekümmert, den Versuch zu machen, sie in kleinen Gemeinden zu sammeln. Auf der Station Dtyimbingue ist dies bereits gelungen, und auf Okombabe hofft man eine noch größere Anzahl zusammenzubringen. Bei einer Neugestaltung des Landes durch die deutsche Schutzherrschaft werden die Bergdamra als Ureinwohner im Lande immerhin mit zu berücksichtigen sein.

IV. Dvaherero und Dvambandieru.

Daß die hier genannten Völker zu den schwarzen Bantustämmen gehören, erkennt man sogleich aus ihrem Namen. Die Vorgesetzten Ova (bei anderen Völkern Ba, Wa, Ma etc.)

bezeichnen den Plural. Man schreibt jetzt oft Herero, mit Weglassung des *Ova*, aber *Ovambandieru* ebenfalls mit Weglassung des *Ova* zu schreiben, daran hat man sich noch nicht gewöhnt. Es ist schon gesagt worden, daß diese Bantustämme vor mehreren Jahrhunderten aus dem Inneren Afrikas hervorbrachen und dies Damraland in Besitz nahmen, indem sie die Bergdamra und die hinter ihnen sitzenden rothen Völker vertrieben. So ganz schnell ging es mit dieser Besitznahme nicht. Vom Kunene her rückten, wie es scheint, zuerst *Ovambo* (die hier nicht weiter in Betracht kommen), neben ihnen, weiter westlich, *Ovambandieru*, und hinter diesen *Ovaherero* in das *Kaokoland*. Aber dies gebirgige Land wurde ihnen bei ihrem Heerdenreichtum bald zu eng, deshalb zogen zuerst die *Ovambandieru* weiter nach Südosten und kamen in die Gegend des *Nosob*. Hier erging es ihnen übel. *Hottentotten* und *Buschmänner* fielen über sie her und rieben den größeren Theil des Stammes auf. Den Rest der *Ovambandieru* nahm der *Ovahlam*-Häuptling *Amraal* bei sich auf, der auf *Gobabis* saß am Flußbette des *Nosob*. *Amraal* war ein verständiger Mann und ein getaufter Christ, und schaffte den schwarzen Fremdlingen Ruhe und Sicherheit unter seinem Volke. Als aber eine böse Seuche ihn und die Ältesten seines Stammes schnell hinter einander weggerafft hatte, fielen die jüngeren Leute wiederum mit Mord und Raub über ihre Schützlinge her, so daß der Rest der *Ovambandieru* zu seinen früheren Genossen, den *Ovaherero*, zurückfloh.

Auch die *Ovaherero* hatten es im *Kaokolande* sauer gehabt, sich gegen die beständigen Angriffe und Räubereien der *Bergdamra* und der rothen Stämme zu wehren. Der größere Theil von ihnen war deshalb weiter südwärts in offeneres Land gezogen, wo sie für ihren Heerdenreichtum besseres Gras und bessere Quellen fanden. Die *Bergdamra*, um die Gelegenheit zum Viehdiebstahl nicht aus den Händen zu lassen, verfehlten nicht, ihnen auch dahin zu folgen und sich nach ihrer Gewohnheit in den schwer zugänglichen Bergschluchten festzusetzen, um von da aus bald diesen, bald jenen Viehposten der *Herero* zu überfallen und in die Berge zu treiben, wo man sie nicht leicht verfolgen konnte. Indes die *Herero* kümmerten sich nicht viel um diese Viehdiebe. Sie schlugen sie todt, wo sie mit ihnen zusammentrafen, mochten sie gestohlen haben oder nicht. Es schien ihnen ebenso selbstverständlich, die *Bergdamra* todtzuschlagen, wie die *Tiger* und *Wölfe*, die in ihre Heerden einbrachen. Nun ist schon erzählt worden, wie die *Herero*, da sie weiter und weiter mit ihren Heerden nach dem Süden zogen, vor etwa 50 Jahren mit dem *Ovahlam*-Kapitän *Zonker* *Afrikaner* auf *Windhoek* zusammentrafen und von diesem vollständig besiegt, unterjocht und zu Knechten der *Hottentotten* gemacht wurden.

Von jetzt an pflegten und züchteten die *Herero* ihr Vieh nur für ihre rothen Unterdrücker, die sichs auf Kosten ihrer Untergebenen wohl sein ließen. *Zonker* ließ sich an dem gewonnenen Reichtume noch keineswegs genügen, sondern durchzog das *Damraland* nach allen Richtungen, schlachtete Menschen und Vieh aus bloßer Mordlust, drang auch in den *Kaoko* und vernichtete alle dort zurückgebliebenen

Schwarzen. Dieser ganze Landestheil wurde förmlich ausgemordet. Ein Theil der *Herero* hatte sich bei diesen Raub- und Mordzügen ganz auf Seiten des Eroberers gestellt und sich vom *Zonker* als *Spür-* oder *Bluthunde* gegen die eigenen Stammesgenossen brauchen lassen. Es waren dies die *Ovamuaha* unter ihrem Häuptlinge, dem sogenannten *Kopperfoot*. Als *Zonker* gestorben war, waren es gerade diese *Ovamuaha*, welche sich zuerst gegen die *Hottentotten*-herrschaft erhoben und unter *Maharero*, dem Sohne des *Kopperfoot*, ihre Freiheit wieder zu gewinnen suchten. An ihre Spitze trat damals ein Europäer, der Schwede *Anderson*, der schon viele Jahre im Lande weilte, als Forschungsreisender, als Handelsmann, als Industrieller und auf der *Station Dymbingue* einige Gebäulichkeiten besaß für *Waarenmagazine* und zum Betriebe einer *Wagenmacherei*. Hierhin hatten sich die *Ovamuahafchen* *Herero* mit ihrem Vieh geflüchtet, und hierhin verfolgten sie ihre bisherigen Herren, die *Hottentotten*. Dank der Hilfe *Anderson's* und einiger anderer Europäer wurden die *Hottentotten* geschlagen (Juni 1864). Sie zogen sich dann aus dem *Damralande* zurück, südwärts nach *Windhoek* und nach weiteren Niederlagen noch mehr südwärts nach *Hatsamas* und der alten Grenze des *Namalandes*. Der Kampf zwischen den rothen und schwarzen Stämmen dauerte dann noch fort bis zum Jahre 1870. Dann wurde unter Vermittelung des *Missionars* *H. Hahn* Friede geschlossen. Auffallender Weise und zum Aerger der *Herero* wurde damals *Windhoek* dem Sohne des *Zonker* als Wohnsitz eingeräumt. Er selbst und seine *Hottentottischen* Bundesgenossen im *Namalande* hatten freilich ein noch viel größeres Stück des *Damralandes* begehrt, bis an den Flußlauf des *Tsoaub* (*Schwachaub*), und auch jetzt erhebt *Van Zonker* noch immer die gleiche Forderung. Die *Herero* dagegen kümmerten sich gar nicht um den Friedensschluß, sondern trieben ihre Viehheerden wie vor Zeiten weit über *Windhoek* hinaus bis nach *Hatsamas*. So blieb der Anlaß zum Streite bestehen und ebenso der tiefe Haß zwischen *Nama* und *Damra*, zwischen den rothen und den schwarzen Völkern. Ein friedliches Beieinanderwohnen der beiden Rassen erscheint fast als Unmöglichkeit. Vom Jahre 1880 bis 1885 war der Krieg zwischen ihnen wieder im vollen Gange. An 1000 Menschen mögen auf beiden Seiten in diesem Kriege gefallen sein. Besonders an den schlecht bewehrten *Ovambandieru* wurden von den *Hottentotten* schändliche Greuel verübt. Aber auch die *Herero* haben den *Ovahlam* mit gleicher Münze heimgezahlt. Diesen Dingen nun abzuhelpen und die nöthige Ruhe und Sicherheit im Lande zu schaffen, wird die nächste Aufgabe der deutschen Regierung sein. Vielleicht würde sie am besten thun, den streitigen, südlichen Theil des *Damralandes*, der seit fünf Jahren ganz unbewohnt ist, für neutrales Gebiet zu erklären, die beiden zunächst in Betracht kommenden Häuptlinge *Maharero* und *Van Zonker* mit einer kleinen jährlichen Rente abzufinden und eine kleine Polizeimacht in das neutrale Gebiet, vielleicht in *Windhoek*, zu postiren. Die *Bastards*, von denen jetzt weiter geredet werden soll, würden sich vortrefflich zu Grenzpolizisten eignen, wenn sie unter deutsches Kommando gestellt würden.

Aus allen Erdtheilen.

A s i e n.

— Am 13. Februar sind die Russen feierlich in das ihnen zugesprochene Pendschdeh eingerückt und haben dort ihre Behörden eingesetzt. Gleichzeitig wird gemeldet, daß eine Abtheilung von Saryk-Türkmenen, deren Gebiet an Afghanistan gefallen ist, nach russischem Gebiete ausgewandert ist.

— Bastian, A., Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipels. II. Timor und umliegende Inseln. Mit zwei Tafeln. Berlin 1885. LXXIV und 116 Seiten. Die zweite Lieferung von Bastian's Indonesien enthält außer einem 70 Seiten starken, rein philosophischen Vorworte (Metaphysische Prolegomena für die Psychologie als Naturwissenschaft) das auf Timor und Umgebung (Tanah-Papua, Kotti, Tenimber, Maru und Rey) bezügliche, theils selbst an Ort und Stelle erkundete, theils aus der Litteratur gesammelte Material. Ein unendlicher Reichthum verbürgter Thatfachen macht das Buch zu einer Fundgrube für den Arbeiter auf dem Gebiete der Völkerpsychologie, aber viele Leser wird es kaum finden. Freilich ist das auch nicht sein Zweck; „ne perlegant, sed ut quisque desiderabit aliquid, id tantum quaerat,“ mit diesem Citate aus Plinius verzichtet der Autor selbst darauf und bezeichnet scharf, was er mit seinem Buche will; etwas finden wird in den einzelnen Kapiteln und in den damit nur locker im Zusammenhang stehenden Anmerkungen wohl Jeder.

A f r i k a.

— Der Bericht über die Senckenbergische Gesellschaft für 1885 enthält die von Dr. H. Schmidt gehaltene Gedächtnisrede auf den verstorbenen Senior der Afrikareisenden Dr. E. Rüppell. Dieselbe bringt vieles seither unbekanntes Material aus ungedruckten Quellen; die von Rüppell entworfenen Routenkarten sind in photolithographischer Nachbildung beigegeben.

— Gondas, D., Ethnographie de l'Algérie. (In „Bibliothèque ethnographique publiée sous la direction de M. Léon de Rosny.“ Vol. 5.) Ein kleines Büchlein in 12^o, das, ohne wesentlich Neues zu bringen, das über die algerische Ethnographie Bekannte in übersichtlicher Form zusammenstellt. Wir machen auf es besonders deshalb aufmerksam, weil die darin enthaltenen Abbildungen eines Bergkabylen, eines Rifbewohners und eines Arabers mit die besten Typen dieser Rassen sind, die wir noch gesehen haben. Der Verfasser glaubt, unter den Berbern einen blonden und einen braunen Typus unterscheiden zu können, die nicht bloß in der Farbe der Haare verschieden sind; der blonde herrscht in Marokko vor. Ko.

— Die politischen Zeitungen enthalten ein Telegramm aus Kairo vom 15. März, wonach in „Gebetzy“, einer „Ortschaft“ an der Küste des Rothen Meeres, eine mächtige Petroleumquelle entdeckt worden ist. Gemeint ist der Gebel Zeit (3 als weiches s zu sprechen), d. h. eben „Delberg“, welcher der Südspitze der Sinai-Halbinsel gegenüberliegt und durch seine Erdölquellen schon lange bekannt ist.

— Ein englisches Kanonenboot unter Major Gunter,

dem politischen Agenten in Aden, hat in Las Gori, einer Stadt an der Nordküste der Somali-Halbinsel in 48° 10' östl. L. Gr., die englische Flagge gehißt. Las Gori liegt bereits an derjenigen Küste, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (vergl. oben S. 207) von den Sultanen der Somali erworben zu haben behauptet.

— Dr. Fischer berichtet vom 8. Januar vom Victoria Nyanza über Zanzibar, daß nach einem Briefe Dr. Schnitzler's (Gmin-Bey) an den englischen Missionar Macay — das Datum dieses Briefes wird leider nicht angegeben — die drei so lange vermissten Europäer, Dr. Funke, Dr. Schnitzler und der Italiener Casati sich wohl in der Nähe von Unjoro befänden, daß ihnen aber der Durchzug durch Unjoro verwehrt werde. — „In der Nähe von Unjoro“, soll wohl bedeuten „an der Nordgrenze des Landes“; es ist das ein Reich im Norden und Nordwesten von Uganda (in welchem letzterem sich englische Missionare und Jesuiten befinden). Im Norden wird es vom See Albert Nyanza und dem Somerset-Nil begrenzt.

— Lieutenant Wischmann hat nun leider doch seine neuen Reisen im südlichen Congobecken (vergl. oben S. 127) aufgeben müssen. Auf dem Wege von Vivi nach dem Stanley-Pool ist er ernstlich erkrankt und wird in Folge dessen nach Europa zurückkehren müssen.

— Die Lieutenants Kund und Tappenbeck, die am 9. August 1885 von Leopoldville am Stanley-Pool nach dem Inneren aufbrachen, sind nach der „N. Preuß. Ztg.“ am 29. Januar dieses Jahres daselbst wieder eingetroffen, Lieutenant Kund unfähig zu gehen, im Canoe liegend, in Folge einer Pfeilwunde. Sie haben den Kuango, Kassai, Sankura überschritten und sich dann an einem Flusse, der unterhalb des Sankura in den Kassai geht, Canoes gebaut. Den größten Theil ihres Weges hatten sie fortwährend Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen. Bei einem Ueberfalle durch Eingeborene hatten sie ihre Munition und Provisionen verloren. Diese Verluste und die Verwundung des Herrn Kund hatten sie zur Umkehr gezwungen.

N o r d a m e r i k a.

— Die britische Regierung hat gegenwärtig eine Frage von großem Interesse in Erwägung, welche mit dem vorgeschlagenen Pacific-Postdienste und der Eröffnung einer neuen Route nach Ostasien in Verbindung steht. Falls die von der kanadischen Pacific-Eisenbahngesellschaft jetzt unterbreiteten Vorschläge angenommen werden, wird der Postdienst, welcher gegenwärtig über Suez zwischen England und Hongkong 34 bis 37 Tage, nach Schanghai 39 bis 42 Tage und nach Tokiohama 43 bis 46 Tage in Anspruch nimmt, nur beziehungsweise 29½ bis 31½, 28 bis 30 und 24 bis 26 Tage erfordern. Ueberdies kann England im Falle eines Krieges und bei der Möglichkeit der Schließung des Suezkanals mit Sicherheit und schnellig Truppen nach Indien senden. In Verbindung mit obigem Plane besteht die Absicht, Halifax zu der größten britischen Flottenstation in Amerika zu machen.

Inhalt: Dr. Pauli: Porto Novo. (Mit sieben Abbildungen und einer Karte) — Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. VII. (Mit drei Abbildungen und einer Karte.) — H. Brincker: Die Bewohner des Nama- und Damralandes. II. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 20. März 1886.)